



DER KARSKI-BERICHT



VÖ: 27.01.2012

PRESSEHEFT

absolut MEDIEN GmbH | Adalbertstr. 15 | 10997 Berlin | Fon: 030.2853987.0
Fax: 030.2853987.26 | E-Mail: presse@absolutmedien.de | www.absolutmedien.de

Druckfähiges Bildmaterial und Filmseite:

Bildmaterial: <http://www.absolutmedien.de/bilddatenbank/film-1456>

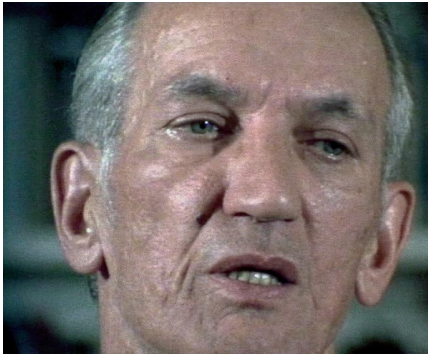
Zur Filmseite: <http://www.absolutmedien.de/film-1456>

DER KURIER DER VERNICHTUNG

DER KARSKI-BERICHT (2010)

»Die europäischen Juden wurden nicht gerettet. Hätten sie gerettet werden können?«

Claude Lanzmann



CREDITS Regie, Buch: Claude Lanzmann Regieassistentz: Corinna Coulmas, Irène Steinfeldt-Levi, Carole Saltus Kamera: William Lubtchansky Kameraassistentz: Caroline Champetier Ton: Bernard Aubouy Schnitt: Chantal Hymans Produktion: Les Films Aleph, Paris

Uraufführung in Frankreich und Deutschland: 17. März 2010, TV, ARTE

DVD-AUSSTATTUNG Disk DVD 5 codefree Jahr F 2010 Laufzeit 49 Min. Bild PAL, Farbe, 4:3 Ton Mono Sprachfassungen Englische OF Untertitel Deutsch

»SHOAH ist 9 ½ h lang, das war allemal genug, es sollte keine Fernsehserie werden, sondern ein Kunstwerk. Karski nimmt darin einen großen Raum ein: 40 Min. Redezeit, das ist 1/14tel des ganzen Films. Man kann sagen: Er ist eine der Hauptfiguren von SHOAH. Dort verkörpert er die Würde Polens und das Mitgefühl gegenüber den Juden. So ließ ich alle Details seiner Treffen mit den Westmächten weg. Die dramatische Konstruktion des Films verlangte es so. Außerdem war er am ersten Tag so vollkommen mitgenommen und ergreifend, wohingegen er am zweiten Tag wie verwandelt schien: selbstzufrieden, theatral ... Heute aber, 32 Jahre später, erlangt dieser Teil eine andere Bedeutung und es stellt sich die fast metaphysische Frage: »Was hieß es damals, zu wissen?« Claude Lanzmann

»Jan Karski lässt uns in seinem Bericht über die Reaktionen seiner verschiedenen englischen und amerikanischen Gesprächspartner eine zentrale Frage in all ihrer Schwere untersuchen: Was heißt es, zu wissen? Was bewirkt eine Information über buchstäblich unerhörte Schrecken im menschlichen Gehirn?« Claude Lanzmann

Zwei volle Tage hatte Lanzmann 1978 mit Jan Karski gedreht, dem polnisch-katholischen Widerstandskämpfer und legendären Kurier der polnischen Exilregierung, der 1942 von jüdischen Vertretern ins Warschauer Ghetto und in ein Konzentrationslager eingeschleust wurde, um dann ab 1943 Franklin D. Roosevelt und der Welt persönlich von der Vernichtung der Juden in Polen Bericht zu erstatten ...

Die aufwühlende Erzählung seiner Ghetto-besuche aus SHOAH ist unvergessen, wie aber verliefen Karskis Besuche im Machtzentrum der Menschheit? Wie reagierten die führenden Vertreter der »freien Welt« auf seinen ungeheuerlichen Bericht? All dies schildert Jan Karski wie gewohnt eindringlich in diesem zweiten bislang unveröffentlichten Teil des Interviews. Ein außerordentliches Dokument.

»Ich wusste es, aber ich habe es nicht geglaubt. Und weil ich es nicht geglaubt habe, wusste ich es auch nicht.« Raymond Aron

Jan Karski von Yannick Haenel: Ein falscher Roman

Von Claude Lanzmann, 23. Januar 2010

Jan Karski, Kurier des polnischen Widerstands, ist eine emblematische Figur meines Films SHOAH. Ich schäme mich, so lange geschwiegen zu haben nach Erscheinen des ›Romans‹ von Yannick Haenel. Dieses Buch ist eine Verfälschung der Geschichte und ihrer Protagonisten.

Ich erinnere mich an die freudige Erregung, die mich ergriff, als ich im Laufe einer der Recherche-Reisen zu SHOAH erfuhr, dass Jan Karski am Leben war. Ich hatte *Story of a Secret State* gelesen, 1944 in den USA erschienen, wo er seine riskanten Missionen als Kurier zwischen dem polnischen Widerstand und der polnischen Exilregierung in London schildert, seine Besuche im Warschauer Ghetto, die verzweifelten Gesuche der jüdischen Vertreter in Polen, die Stunden voller Entsetzen, die er in der Verkleidung eines ukrainischen Wachmanns in einem KZ verbracht hatte, das nicht mit letzter Gewissheit identifiziert werden konnte. Lange dachte man, es sei das Vernichtungslager Belzec gewesen, wo bekanntlich hunderttausende Juden in den Gaskammern ermordet wurden.

Wäre er am Leben, so wäre Karski für den Film, der mir vorschwebte, als Zeuge von höchster Bedeutung. Aber seit Beginn meiner Arbeit am Film verfolgte mich das ungeheure Ausmaß der Zerstörung so sehr, dass ich innerlich zutiefst überzeugt war, alle, die Opfer, die Zeugen, ja die Henker selbst müssten ums Leben gekommen sein. Das waren Jahre des Wahnsinns: Was man damals ›Holocaust‹ nannte, war ein unbeschriebenes Blatt, und immer, wenn ich einen Lebenden aufspürte, war das für mich wie eine berauschende Ausgrabung, wie ein Archäologe, der nach monatelangen geduldigen Grabungen ein seltenes und kostbares Stück findet.

Karski lebte also, die Freude wurde noch größer, als ich ihn sah und mit ihm zu drehen begann. Vergessen war all die Zeit, die ich damit verbracht hatte, ihn zu überzeugen. Karski war nach dem Krieg aus der Öffentlichkeit verschwunden. Jahrzehntlang lag ein Mantel des Schweigens über dem Holocaust, der ganz in Spezialistenhand war. Vierzig Jahre später, 1985, als SHOAH in die Kinos kam, lebte Karski für jeden von uns wieder auf, eingeschrieben in die Geschichte und den objektiven Geist.

Das erste Mal hörte ich von dem Buch von Yannick Haenel durch einen eiligen morgendlichen Anruf von Philippe Sollers. Er sagte mir: »Ich veröffentliche in meiner Sammlung ›L'Infini‹ einen Roman über Jan Karski, eine großartige Hommage an deinen Film SHOAH.« Eigentlich fiel der Name Haenel nicht einmal, von dem erfuhr ich erst später. Sollers informierte mich wie gewohnt flüchtig, jeder Frage ausweichend. Die Vorstellung war mir sofort suspekt, ein wenig unangenehm: Ich verstand nicht, wie man einen Roman über Karski schreiben konnte, wie der Mensch, der er war, den ich gut gekannt hatte, und wie seine Zeugenaussage selbst, so wie sie in SHOAH zu sehen ist, Stoff für Fiktion abgeben könnten. Ich wunderte mich auch, dass der für mich bis dahin noch namenlose Autor mich weder benachrichtigt noch zu Rate gezogen hatte. Aber schließlich bürgte Sollers für alles, er selbst war ein Freund, sein Schützling und ich hatten denselben Verlag, Gallimard, – Streit schien nicht in Sicht, es würde traute Einigkeit herrschen.

In Wirklichkeit ging das nur unter einer Bedingung: dass ich das Buch nicht läse. Und so kam es. *Der patagonische Hase*, im März 2009 in der ›collection Blanche‹ veröffentlicht, nahm den Großteil meiner Gedanken und meiner Zeit in Anspruch. Von Karski ist darin übrigens auch die Rede. Als ich im Juni direkt nach Erscheinen den *Jan Karski* erhielt, der im Untertitel ›Roman‹ stehen hat, mit einer Widmung von Yannick Haenel, die mich ihrer Bewunderung versicherte, blätterte ich ihn flüchtig durch, genug jedoch, um vom seltsamen Aufbau in drei Kapiteln überrascht zu sein: das erste ist ganz SHOAH gewidmet und enthält eine vollständige Paraphrase dessen, was ich von den zwei Drehtagen mit Karski bei ihm in Washington 1978 in den Film aufgenommen habe, zitiert mitunter auch wortwörtlich aus dem Text von SHOAH, der unter demselben Titel auch in der Reihe ›collection Folio‹ erschienen ist (Gallimard abermals), manchmal 15 Zeilen lang. Insgesamt die Hälfte aller Äußerungen Karskis im Film.

Dinge, die er nicht gedacht haben konnte

¹ Dieser Text erschien erstmals im Januar 2010 in der französischen Zeitschrift *Marianne* (online unter: http://www.marianne2.fr/Jan-Karski-de-Yannick-Haenel-un-faux-roman_a184324.html) und wurde dann wie angekündigt in *Les Temps Modernes* neben dem Transkript des Filmgesprächs wiederabgedruckt. Die Kontroverse löste in Frankreich eine angeregte Medien-Debatte aus über die Frage einer historischen Mitschuld der Alliierten wegen unterlassener Hilfeleistung an den Juden. Und auch über die Frage, wie frei ein Schriftsteller mit der Geschichte umgehen darf. Vgl. auch zu Jan Karski allgemein sowie zur publizistischen Kontroverse zwischen Claude Lanzmann und Yannick Haenel die ausführliche Medien- und Textsammlung auf dem Blog von Philippe Sollers: http://www.pileface.com/sollers/article.php3?id_article=989

Manche nennen dies parasitäre Sich-Bedienen bei der Arbeit eines anderen ›Hommage‹. Man könnte auch ›Plagiat‹ dazu sagen. Aber meine Stimmung und mein Friedenswunsch waren anfangs so stark, dass ich das alles als unwirklich empfand und nicht im Entferntesten an Protest dachte. Bei wem hätte ich mich auch beschweren sollen? Sicher nicht bei Antoine Gallimard, meinem Verleger und Freund, der seinen Beruf mit Begeisterung ausübt und hochzufrieden war über die Veröffentlichung des *Patagonischen Hasen* wie auch des *Jan Karski*-Romans, von dem Kritiker und viele seiner Mitarbeiter sich zu Tränen gerührt zeigten, die den Film und das Buch SHOAH und die lange, erschütternde Sequenz mit Karski auf dem Bildschirm nicht kannten. Und bestimmt nicht bei Philippe Sollers, dem Verantwortlichen, dessen Art der Ankündigung mich – ich sagte es bereits – sprachlos gemacht hatte. Das zweite Kapitel des *Jan Karski*, des ›Romans‹, war praktisch die Wiederholung des ersten, nur dass diesmal *Story of a Secret State* paraphrasiert wurde. Der dritte Teil, der 72 Seiten umfasst auf die 187 des ganzen Buches, ermöglicht es ihm schließlich, das Label ›Roman‹ zu führen, das ihm von einigem Nutzen sein wird. Ich habe diesen Teil anfangs vollständig ausgelassen, als ich das Buch erhielt, das in meinen Augen alles war, bloß kein Roman. Freunde, die mein Schweigen nicht recht verstanden, baten mich dringend, das ›Roman‹-Kapitel zu lesen, das sie in seiner Absicht und These noch mehr empörte als die beiden Kapitel davor, weil man dort einen imaginären Karski Dinge sagen ließ, die er nie gedacht oder geäußert hatte, die er nicht gedacht haben konnte – um den Preis einer Verfälschung des Menschen wie der Geschichte.

Ein unerwarteter Anruf eines Journalisten vom *l'Express*, dessen Namen ich gerade nicht parat habe, brachte mich sehr auf: »Herr Lanzmann, es geht das Gerücht, dass Sie den Finanzchef von Gallimard aufgesucht haben, um ein Drittel Mitbeteiligung am Gewinn des Buches von Haenel einzufordern. Ist das wahr?« Das war reine Verleumdung, ich drohte dem Journalisten mit rechtlichen Schritten, wenn er diese Gemeinheit druckte und, da ich befürchtete, dass ihn das Gerücht ebenfalls erreicht hatte oder erreichen würde, rief ich Antoine Gallimard an und nahm ihm das Versprechen ab, er selbst würde dementieren, wenn diese Verleumdung verbreitet würde. Eine Bitte, der er sofort nachkam.

Haenels ›Karski‹ ist trostlos eindimensional

Bis hierher, ich sagte es bereits, hatte ich mir nichts weiter daraus gemacht. Diese giftige Geschichte weckte mich aus meinem friedlichen Schlaf, und ich versuchte nun, die 72 Seiten von Haenels ›Romans‹ zu lesen, die er selbst in einer einleitenden ›Notiz‹ als Fiktion zu verstehen auffordert: »Die Szenen,« schreibt er, »die Sätze und die Gedanken, die ich Jan Karski leihe, sind erfunden.« Yannick Haenel versetzt sich in die Haut und, wie er meint, in die Seele Karskis, um aus diesem sogleich einen weinerlichen und ungestümen Staatsanwalt zu machen, der die ganze Welt anklagt, die Juden nicht gerettet zu haben; eine vom wirklichen Karski so vollständig entfernte Person, dass die Empörung bei mir sich jetzt mit der Schande verbindet, so lange geschwiegen zu haben: Mein Schweigen gab in der Tat zahlreichen Lesern von Haenel Anlass zu glauben, ich hätte seinem Buch meinen Segen gegeben.

Was Haenel nicht weiß und was ihn, wenn er es gewusst hätte, vielleicht abgehalten hätte, sich seiner faden Klage einer schönen Seele hinzugeben, ist, dass ich Karski, während der 48 Stunden, die ich mit ihm gedreht habe, alle grundlegenden Fragen über seine Begegnungen mit den politischen, intellektuellen oder religiösen Verantwortungsträgern in Großbritannien und den USA gestellt habe und dass er darauf mit Aufrichtigkeit und sogar Enthusiasmus vor meiner Kamera geantwortet hat. Das alles habe ich gefilmt, und es wird im März auf Arte ausgestrahlt. Wenn ich dieses Material nicht in meinen Film integriert habe, dann aus bestimmten Gründen, die ich nun nennen werde.

In SHOAH sagt Karski am Ende nur noch: »But I reported, what I saw.« »Ich habe berichtet, was ich gesehen habe.« Weiter nichts, so habe ich es gewollt. Künstlerisch war das die einzige Möglichkeit, die Strenge der Tragödie zu wahren. Der Rest, der genaue Inhalt der Berichte, die Reaktionen derjenigen, denen er sie vortrug, wären für mich an dem Punkt, an dem ich mit dem Aufbau meines Filmes stand, ablenkend und anekdotisch gewesen. Was ich vermitteln wollte, war die Realität, die Radikalität des Todes, des Unvermeidlichen. Vielleicht wollte ich Karski in gewisser Weise auch vor sich selbst schützen. Er gab sich am zweiten Tag so anders als am ersten (den man in SHOAH sieht, wo er seine Unterredung mit den jüdischen Vertretern in Warschau schildert, ihre verzweifelten Bitten, seine zwei Besuche im Ghetto), dass der erste dadurch irgendwie an Kraft verlor: In der Schilderung seiner Begegnungen, besonders mit Roosevelt, schien er sich vor Stolz aufzuplustern, vielleicht erleichtert, innerlich nicht mehr so mitgenommen zu sein wie am Vortag in seiner unvergesslichen Beschwörung des Ghettos. Er wirkte mondän, selbstzufrieden, ein wenig theatralisch und das widersprach der Tragik, die er bis dahin verkörpert hatte.

Yannick Haenel ist zweifellos zu jung, um zu wissen, dass die größten Männer mehrere Gesichter haben können, zwei oder drei oder noch mehr. Sein erfundener Karski ist traurig eindimensional, von schwülstigem Pathos, und letztlich durch und durch falsch. Die Szenen, die er entwirft, die Worte und Gedanken, die er realen historischen Persönlichkeiten in den Mund legt, Karski eingeschlossen, sind so von jeder Wahrheit entfernt – es genügt, die Erzählung Karskis mit seinem Elaborat zu vergleichen –, dass man vor einer solchen ideologischen Frechheit, einer solcher Dreistigkeit, einer solchen mangelnden Sensibilität nur noch staunt. In Absprache mit der polnischen Exilregierung in London wurde auf Initiative des polnischen Botschafters in Washington, Ciechanowski, beschlossen, dass Karski seinen Bericht dem Präsidenten Roosevelt vorlegen

sollte. Karski überquerte also den atlantischen Ozean, wurde in Washington in der Botschaft einquartiert, so lange bis das Weiße Haus einen Termin für das Treffen festlegte, was wenig später geschah.

Karskis Schilderung des Treffens mir gegenüber, vor meiner Kamera im Jahr 1978, hat rein gar nichts mit der hämischen und ordinären Beschreibung im ›Roman‹ von Yannick Haenel zu tun. Letzterem zufolge hatte man gerade die Tische abgeräumt, als der Botschafter und Karski das Oval Office betraten, und Roosevelt kaute noch ein wenig herum, wischte sich seine feuchten Lippen ab. Viele Leute, Militärs oder Zivilisten, wohnten der Szene bei, lümmelten auf Sofas um einen niedrigen Tisch, den »eine weiße Suppenschüssel zierte«. Roosevelt war noch ganz träge vom Essen, »abgelenkt«, kurzum: sein polnischer Gesprächspartner war ihm vollkommen gleichgültig (Karski, der diese ungünstige Atmosphäre auf Anhieb erfasste, stellte sich ihm keck als »Mr. Nobody« vor), er sprach sehr wenig, gähnte viel (die Rülpsen hat er uns gerade noch erspart), schielte schamlos nach den Beinen einer üppigen Sekretärin, die von vorne bis hinten erfunden ist (wie übrigens die gesamte Tischgesellschaft). Es sprach also vor allem Karski, heroisch und ausführlich. Außer Karski redete niemand: »Roosevelt sagte nichts. Er hatte sein Jackett aufgeknöpft und fläzte bequem in seinem Sessel. Ich glaube, er verdaute; ich sagte mir: Franklin Delano Roosevelt ist ein Mensch, der verdaut. Er ist bereits dabei, die Vernichtung der europäischen Juden zu verdauen.« Oder auch: »Bei Roosevelt schien mir das Wort dem Gähnen so nah, dass Sprechen praktisch hieß zu gähnen. Roosevelts Ausdrucksform war im Grunde genommen das Gähnen.«

Roosevelt war alles andere als taub für das Los der Juden

Wozu weiter dieses erbärmliche Phantasieprodukt zitieren, diese beleidigenden Plattheiten? Die Wirklichkeit war das glatte Gegenteil: Es war vor allem Roosevelt, der sprach. Der junge Karski, eingeschüchtert und geblendet davon, dem ›Weltenführer‹ gegenüber zu sitzen, hatte mit einem Bericht von zwanzig Minuten begonnen, der die Juden und ihre Gesuche erst ganz am Ende erwähnte. Er sagte mir übrigens im Laufe der Dreharbeiten: »Herr Lanzmann, Sie müssen verstehen, während meiner gesamten Mission war das jüdische Problem für mich nicht das einzige Problem! Für mich war das zentrale Problem Polen, die Forderungen der Sowjets, die Kommunisten in der Widerstandsbewegung, die Ängste der polnischen Nation. Was würde aus Polen werden? Das war für mich das Entscheidende.« Der Präsident Roosevelt antwortete ihm genau eine Stunde. Die ganze Begegnung dauerte eine Stunde und zwanzig Minuten. Karskis Schilderung der Begegnung ist nuanciert, er ähnelt in nichts der Karikatur eines Staatsanwalts im ›Roman‹ Haenels und Roosevelt ist alles, nur kein schläfriges Monster.

Denn Präsident Roosevelt war an diesem 28. Juli 1943 alles andere als taub für das Los der Juden. Er organisierte eine Reihe von Begegnungen mit religiösen und politischen hohen Verantwortungsträgern, dem apostolischen Gesandten Cicognani, den Erzbischöfen Stritch, Spellman und Moonie und vor allem mit Felix Frankfurter, Richter am Obersten Gericht der Vereinigten Staaten, selbst Jude und einer der brilliantesten Köpfe im amerikanischen Regierungsumfeld. Yannick Haenel, der jeden Bezug zur Wahrheit verloren hat, verlegt die lange Begegnung von Karski mit Frankfurter vor die mit Roosevelt und gibt sie wieder ohne sie zu verstehen. Tatsächlich kamen Felix Frankfurter, ›Justice Frankfurter‹, wie man ihn nannte, enger Vertrauter von Roosevelt, und Karski schnell zum Wesentlichen. Karski hatte alle Zeit, seinen Worten das notwendige Gewicht zu verleihen. Frankfurter, klein, massig, nervös, hörte zu, ohne ein Wort zu sagen, versank dabei im Laufe des Berichts immer weiter in seinem Sessel. Am Ende explodierte er: »Junger Mann, ich weiß, dass Sie aus der Hölle kommen und dorthin zurückkehren werden. Ich hege die größte Bewunderung für Sie. Ich selbst bin nicht mehr jung, ich bin ein Richter der Menschen, ich kenne die Menschheit. Menschen wie Sie und ich sollten vollkommen ehrlich zueinander sein. Ich sage nicht, dass Sie ein Lügner sind, ich sage, dass ich Ihnen nicht glaube!«

›Justice Frankfurter‹ war nicht ausgerüstet für das Entsetzen, aber im Pathos dieses Abstreitens liegt viel Tiefe. Was konnten Treblinka oder das Warschauer Ghetto bedeuten, von einem warmen und bequemen Schreibtisch in Washington aus gesehen? Was heißt es, zu wissen? Das ist die zentrale Frage. Sie stellte sich selbst an der Tür zur Gaskammer. »Wer leben will«, sagt Filip Müller in SHOAH, »ist zur Hoffnung verdammt«. Herr Haenel, der ein dürftiger Ideologe ist, fragt sich nur, ob das Abstreiten von Frankfurter aus persönlicher Ungläubigkeit oder politischen Verpflichtungen herrührt, er hat keine anderen Denkkategorien.

Nach der »Suppenschüssel« des Oval Office begreift der ›Roman‹-Karski, dass alles verloren ist. Die Juden Europas, sagt er sich, werden nach und nach sterben, vernichtet von den Nazis, mit der passiven Komplizenschaft der Engländer und der Amerikaner. Er setzt sich auf eine Bank neben dem Weißen Haus und, ohne auf die Eichhörnchen zu achten, die auf die Bäume klettern, brütet er mehrere Stunden über den Zusammenbruch der Welt und den Schiffbruch des universellen Bewusstseins: »Es hat 1945 keine Sieger gegeben. Nur Komplizen und Lügner.« Großartige Grabrede für die Toten von Omaha Beach und aller Alliierten-Friedhöfe in Europa, für die Millionen Russen, die von Stalingrad bis Berlin gefallen sind, um uns zu befreien! Nur ein Land kommt, Haenels Karski zufolge – und das widerspricht allem, ich kann es bezeugen, was der wahre Karski mir gesagt hat – dabei heil davon: Polen, von allem entbunden durch sein doppeltes Martyrium. Eine recht verbreitete These, die Yannick Haenel aber originellerweise in Begriffen von Atemnot fasst: Polen »war nicht nur die Luft abgeschnürt von Hitler und Stalin, es war zunichte gemacht worden durch ihren gemeinsamen Willen, kein Pole war mehr

handlungsfähig.« Was den polnischen Antisemitismus angeht: das sei eine Erfindung der Alliierten, um von ihrer kriminellen Passivität abzulenken.

Retrospektive Illusion, Unlesbarkeit einer Epoche

Hätten die Juden gerettet werden können? Wer hätte sie retten können? Als ich an SHOAH arbeitete, war es an den Unis in den USA und in Israel gerade in Mode, die verpassten Gelegenheiten aufzuzählen, die, wie man meinte, »kritischen« Momente unterlassener Hilfeleistung anzuzeigen, die den unerbittlichen Lauf der Dinge hätten ändern oder umkehren können: *The Abandonment of The Jews* von Davids S. Wyman, *Politics of Rescue* von Henry Feingold – das waren die damaligen Lieblingslektüren. In ihnen stimmte so ziemlich alles, außer den Proportionen und dem Zeitindex, dem erbarmungslosen Überschuss des Realen, der die wahre Gestalt des Unmöglichen ist. Die Akademiker aber sind, wenn sie Karriere machen wollen zu »papers« verurteilt, zu Zufallsfunden also, die die Vergangenheit im Lichte der Gegenwart rekonstruieren: Eine retrospektive Illusion, die die Dichte, die Schwere, die Unlesbarkeit einer Epoche verkennt.

Was heißt es, zu wissen? Ich habe in den USA eine Nummer der Zeitschrift *Jewish Frontier* vom Oktober 1942 eingesehen: Der Masterplan der Vernichtung ist darin auf die artikulierteste Weise verzeichnet, die Genauigkeit der Schilderung der Gaswagen von Chelmno ist erstaunlich, in fast völliger Zeitgleichheit zwischen der Information in New York und dem Tod, der in Polen am Werk ist. Aber *Jewish Frontier* war als Zeitschrift nur für einen kleinen Kreis bestimmt. Später, Anfang 1944, ließen sich radikale Juden, die auf ihre Weise die Welt alarmieren wollten, dazu verleiten, ganze Seiten in den meist gelesenen amerikanischen Zeitungen zu buchen, New York Times, Chicago Tribune, Los Angeles Times, um das Unheil zu verkünden.

Im Außenministerium verbrachten hohe Staatsangestellte wie Beckinridge Long oder Robert Borden Reams, den ich sehr viel später traf, eine glückliche Zeit des Rückzugs am Golf von Panama City, stolz auf ihre Martini Dry-Rezepte, und hielten dabei auf zynischste Weise Informationen zurück, indem sie die alarmierenden Neuigkeiten herunterspielten und die Berichte, die sie erreichten, nicht weitergaben. Um dem Skandal ein Ende zu bereiten, brauchte es die Wut und den Mut des Staatssekretärs und Finanzministers, Henry Morgenthau, der persönlich und mit Beweisen in der Hand bei Roosevelt vorsprach.

Erstaunlicherweise wurde der Präsident die Antisemiten dank Morgenthau und den Männern vom *Treasury Department* los und gründete ganz am Ende des Jahres 1943 das *War Refugee Board*, dem er in der Folge eine nie versagende Unterstützung gewährte. Es war sehr spät. Trotz ihres Einsatzes und ihres tiefen Engagements wurden diejenigen, die es leiteten oder dort arbeiteten, wie John Pehle, Josiah du Bois, Roswell Mc Leland, sofort mit den eisernen Gesetzen konfrontiert, die das Verhalten der Nation im Krieg regeln. Unmöglich zum Beispiel, den jüdischen Widerstandsorganisationen, die versuchten, zu retten, was noch zu retten war, legal Geld zukommen zu lassen: Die Dollars des Überlebens hätten ja dem Feind in die Hände fallen können, damit hätte man sich des Hochverrats strafbar gemacht.

Die großzügigen und peniblen Amtsträger des WRB begaben sich nie in die Illegalität. Am solidarischsten waren die religiösen und ultraorthodoxen amerikanischen Juden, denen das Ausmaß der europäischen Zerstörung voll bewusst war. Sie bewiesen ein außerordentliches Vorstellungsvermögen und nahmen die größten Risiken in Kauf, um die Hilfsgesuche zu erhören, die man an sie richtete: Die menschlichen Gesetze wogen wenig angesichts der Dringlichkeit und des göttlichen Gesetzes.

Hätten die Juden gerettet werden können?

In der Slowakei heckte ein weiterer Ultraorthodoxer, besessen vom Gedanken der Rettung, der Rabbiner Chaim Michel Dov Weissmandel, einen großartigen und verrückten Plan aus, den er »Europa plan« taufte, und der darin bestand, den Nazis alle Juden Europas abzukaufen. Seinen Brüdern aus den USA gelang es, ihm etwas Geld (1) zukommen zu lassen. Nicht genug, um den Appetit des Menschenfressers Dieter Wisliceny zu stillen, des SS-Würdenträgers, mit dem er über die Modalitäten seines Plans verhandelte: Wisliceny verlangte kolossale, unmöglich zu beschaffende Summen; die slowakischen Juden bluteten vollkommen aus und ließen ihn in dem Glauben, dass ihr eigenes Geld über geheime Umwege über die Schweiz aus Amerika kam. Wisliceny strich die Dollars der, wie er glaubte, »Jüdischen Internationale« ein, wonach die Deportationen wieder aufgenommen wurden.

Dov Weissmandel, ein erleuchteter Rabbiner und kämpferischer Prophet, vergaß den »Europa plan«, schickte jedoch seinen Brüdern jenseits des Atlantiks andere Pläne: die der Schienenwege, die nach Auschwitz führten, und der Tunnel, die die Züge passieren mussten. Er verzichtete darauf, sie selbst mit einigen Studenten seines Jeschiwa in die Luft zu jagen aus Angst vor den Repressalien gegen die verbleibende jüdische Bevölkerung, wenn die Deutschen den Ursprung der Sabotage entdeckten, und bat die Alliierten darum, sie zu bombardieren. Einige Wochen später sprang der Rabbiner alleine vom Zug, der ihn seinerseits nach Auschwitz brachte mit den letzten Juden von Sered, seinen Schülern, seiner Frau und seinen Kindern.

Die Gesuche auf Bombardierung der Schienenwege und der Infrastruktur von Birkenau wurden vom WRB gebilligt, an das Kriegsministerium weitergegeben, ernstlich erwogen und vom *Strategic Air Command* diskutiert, das die Operationen leitete. Sie wurden aus vielen Gründen abgelehnt, die nicht alle ganz zurückzuweisen sind, wie die retrospektive Illusion heute weismachen will. Eins ist sicher: Der Staatssekretär John McCloy, zukünftiger amerikanischer Hoher Kommissar in Deutschland, von dem die Entscheidung in letzter Instanz abhing, war heftig dagegen. Jahre später, während der Vorbereitung zu SHOAH, wollte ich es wissen und befragte ihn in seinem Büro an der Wall Street. Er kannte den Grund meines Besuchs und empfing mich mit den Worten: »Ah! You come for this Jewish Business!«

In meinem Vorwort zu *Sonderbehandlung. Drei Jahre in den Krematorien und Gaskammern von Auschwitz (2)*, dem Buch von Filip Müller, einem der zentralen Protagonisten von SHOAH, schrieb ich: »Zwischen dem Moment, in dem ein Transport mit zum Tod durch Gas verurteilten Juden den gewölbten Portalvorbau des Gebäudes passierte, das sich an der Schwelle von Birkenau aufrichtet wie ein unheil kündender Todesvogel, und dem, in dem die gewaltigen viereckigen Schornsteine der Krematorien ihre ersten Windungen ausspuckten, vergingen etwa zwei Stunden. Er war unbedingt zu spät. Für die Unglücklichen, die hier am Ende ihrer Reise anlangten, war die endgültige Phase eines Zerstörungsprozesses eingeläutet, der schon viel früher ganz woanders begonnen hatte (aber *wann, wo* hat das alles begonnen?)« Absichtlich unterstreiche ich hier das »zu spät« und die Frage nach dem Anfang, die uns an die Schwere und die Tragik der Geschichte erinnern. Die Juden Europas sind nicht gerettet worden. Hätten sie gerettet werden können? Haben diejenigen, die heute im Brustton der Überzeugung »Ja« sagen, nicht ihrerseits Mühe, ihre eigene Zeit zu verstehen? Ihr retroaktiver Moralismus ist vielleicht die Kehrseite ihrer Blindheit.

Aber verlassen wir Haenel. Vorhang auf für Jan Karski, der selbst die Wahrheit wieder herstellen wird in einem Film mit dem Titel *DER KARSKI-BERICHT*, der im nächsten März auf Arte ausgestrahlt wird und dessen vollständigen Text man in der N° 657 der Zeitschrift *Les Temps Modernes* wird lesen können.

(1) Über all das habe ich bereits anderswo gesprochen. [Vgl. etwa: Claude Lanzmann: *L'humanitaire et le tragique de l'Histoire*. In: *Les Temps Modernes* N° 627, 04-05-06.2004]

(2) Editions Pygmalion, 1982 und 2005.

Jan Karski (1914–2000)

Januar 1939. Angestellter im polnischen Auswärtigen Amt.

September 1939. Er gerät in sowjetische Gefangenschaft, wird dann den Deutschen ausgehändigt.

November 1939. Er flüchtet von einem Gefangenentransport und schließt sich dem polnischen Widerstand an, wo er wegen seines fotografischen Gedächtnisses als Kurier eingesetzt wird.

Sommer 1942. Jüdische Vertreter in Warschau geleiten ihn heimlich ins Ghetto, damit er sich mit eigenen Augen ein Bild von der Lage machen kann, um den Westmächten davon zu berichten.

Herbst 1942. Es gelingt ihm, nach London durchzukommen, wo er mit Vertretern der polnischen Exilregierung zusammentrifft, mit Mitgliedern des britischen Kriegskabinetts, mit Intellektuellen wie Arthur Koestler und H. G. Wells und mit jüdischen Autoritäten. Allen trägt er seinen Bericht vor über die Lage in Polen und das tragische Los der Juden. Man beschließt, ihn in die Vereinigten Staaten zu entsenden, um die höchsten Instanzen Washingtons zu treffen. Präsident Roosevelt empfängt ihn im Juli 1943.

1944. Sein Buch, *Story of A Secret State*, in dem er seine Missionen schildert, erscheint in den USA.

1978. Claude Lanzmann sucht ihn in Washington auf, wo er Politikwissenschaften lehrt an der Universität Georgetown, und überzeugt ihn, in seinem geplanten Film SHOAH als Zeuge aufzutreten.

1985. In SHOAH, dem Film Claude Lanzmanns, schildert Karski auf eindringlichste Weise die Gesuche der jüdischen Vertreter in Warschau und beschreibt seine zwei Besuche im Ghetto. Sein Auftritt in SHOAH ist unvergesslich und sorgt beim Publikum für nachhaltige Erschütterung.

1994. Er wird zum Ehrenbürger des Staates Israel ernannt.

© Claude Lanzmann, 2010
Deutsche Übersetzung © absolut MEDIEN 2010
Abdruck längerer Passagen nur mit schriftlicher Genehmigung.